

Annette Kehnel  
Wir konnten auch anders

Schriftenreihe Band 10755

Annette Kehnel

# Wir konnten auch anders

Eine kurze Geschichte  
der Nachhaltigkeit



Prof. Dr. Annette Kehnel studierte Geschichte und Biologie an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, am Somerville College Oxford und an der LMU München. Seit 2005 ist sie Inhaberin des Lehrstuhls für Mittelalterliche Geschichte an der Universität Mannheim.

Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung der Bundeszentrale für politische Bildung dar. Für die inhaltlichen Aussagen trägt die Autorin die Verantwortung. Beachten Sie bitte auch unser weiteres Print- sowie unser Online- und Veranstaltungsangebot. Dort finden sich weiterführende, ergänzende wie kontroverse Standpunkte zum Thema dieser Publikation.

Bonn 2021

Sonderausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung  
Adenauerallee 86, 53113 Bonn

Copyright © 2021 by Karl Blessing Verlag, München, in der Penguin  
Random House Verlagsgruppe GmbH, München

Umschlaggestaltung: Michael Rechl, Kassel

Umschlagfoto: © Aldo Pavan via Getty Images.

Gemeinsame Nutzung von Bergweiden in der Fernweidewirtschaft  
(Transhumanz) im Schnalstal, Italien

Herstellung: Ursula Männer

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-7425-0755-6

[www.bpb.de](http://www.bpb.de)

*Für meine Kinder und Enkel,  
mit Dank für ihre ansteckende Lust  
auf Zukunft und »Ganz anders«*



# Inhalt

Einleitung .....	11
<b>1. Waren wir arm vor der Erfindung des Kapitalismus? .....</b>	<b>25</b>
1.1. Die Geschichte vom Fortschritt – Moderne Meistererzählungen und ihre Fallstricke .....	25
1.2. Mussten unsere Vorfahren von morgens bis abends schuften? .....	32
1.3. Europa im Hoch- und Spätmittelalter – Ein paar Daten und Zahlen .....	38
<b>2. Sharing .....</b>	<b>47</b>
2.1. Teilen macht reich – Die Wirtschaft der Klöster .....	51
2.2. Commons und die Kunst, Externalitäten zu internalisieren .....	63
2.3. Beginenhöfe – Frauen-WGs und Urban Gardening .....	96

<b>3. Recycling</b> .....	121
3.1. Reparaturberufe und Secondhandmärkte .....	125
3.2. Papier – Ein Recyclingprodukt schreibt Weltgeschichte .....	137
3.3. Bricolage und Assemblage – Die Wiederverwertung der Antike im Mittelalter .....	163
<b>4. Mikrokredit</b> .....	177
4.1. Mikrokreditbanken in den italienischen Städten – Monti di Pietà .....	179
4.2. Peer-to-Peer-Lending in mittelalterlichen Städten .....	213
4.3. Stadtnahe Landwirtschaft – »Rent a cow« im Mittelalter .....	229
<b>5. Spenden und Stiften</b> .....	245
5.1. Spenden für Gemeinschaftsprojekte – Pont Saint-Bénézet in Avignon .....	247
5.2. Nachhaltigkeit in Kultur und Soziales – Ohne Ablass kein Michelangelo .....	262
5.3. Sozialer Wohnungsbau in Augsburg – Die Fuggerei .....	277
<b>6. Minimalismus</b> .....	303
6.1. Reichtum ist die Kotze des Glücks – Diogenes von Sinope .....	305
6.2. Geld ist Mist – Franz von Assisi .....	321
6.3. Minimalismus und Wirtschaftstheorie – Petrus Johannis Olivi .....	350



<b>7. Schlussfolgerungen aus der Vergangenheit für die Zukunft</b> .....	377
7.1. Was würden sie uns raten, unsere Vorfahren? .....	377
7.2. Raus aus dem Käfig der Alternativlosigkeit .....	389
7.3. Gut gegen Zukunftsangst – Rückenwind aus der Vergangenheit .....	401
Dank .....	403
Anmerkungen .....	405
Abbildungsverzeichnis .....	449
Bibliografie .....	455
Onlinequellen .....	483



# Einleitung

Wir stehen an einer Zeitenwende. Die Begrenztheit der Ressourcen, das Ende der Konsumgesellschaft, wachsende Ungleichheit, Globalisierung, digitale Beschleunigung, Klimawandel und schließlich die zunehmende politische Verunsicherung der Menschen, vor allem in den wirtschaftlich reichsten Ländern der Erde, versetzen uns in einen Zustand kollektiver Ratlosigkeit. Politik und Wirtschaft versuchen, Lösungen aufzuzeigen. Populisten predigen allerorten radikale Schlussstriche und suchen das Heil in einer national säuberlich sortierten Welt. Hie und da wird verhaltene Kapitalismuskritik vernehmbar. Andere setzen auf den technisch-medizinischen oder auf den digitalen Fortschritt. Was tun? Angesichts dieser Entwicklungen, die allesamt wenig Aussicht auf Lösungen und noch viel weniger Aussicht auf Zukunft bieten? Es muss sich was ändern. Das ist allen klar.

## Die Konzepte der Moderne haben ausgedient

Warum gehen uns trotz hektischer Suche nach Lösungen für die Herausforderungen des 21. Jahrhunderts allmählich die Ideen aus? Weil wir die Probleme der Zukunft mit Konzepten der Moderne lösen wollen. Moderne klingt zwar noch immer fortschrittlich und innovativ, doch ist diese Moderne historisch betrachtet mittlerweile mehr als zwei Jahrhunderte alt. Das bedeutet, wir wollen die Herausforderungen des frühen 21. Jahrhunderts mit Konzepten lösen, die im späten 18. und 19. Jahrhundert entwickelt wurden. Konzepte, die den Aufstieg in die

sogenannte Moderne ermöglichten. Die Zauberformel damals hieß: Fortschritt, Wachstum, Wohlstand.

Diese drei Ziele haben uns als Leitmaximen politischen, sozialen und wirtschaftlichen Handelns weit nach vorne gebracht. Die Industrialisierung, die Französische Revolution, der Nationalstaat und die Demokratie haben das Europa des 19. und frühen 20. Jahrhunderts modern gemacht. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts kam ein unverhoffter Nachschlag. Die Moderne bescherte den von zwei Weltkriegen arg verwundeten Menschen einen nie da gewesenen Wirtschaftsboom, getragen von einem rasanten Wachstum des Konsums und von der Erfindung der Wegwerfgesellschaft. Die westlichen Industrienationen wurden in einen Aufstiegstaumel namens Wirtschaftswunder versetzt und versuchen seither – wie Junkies –, diesen Zustand zu halten beziehungsweise immer wieder aufs Neue herzustellen. Das gelang während der letzten Jahrzehnte zwar ganz gut, doch seit einiger Zeit verdirbt uns die Rechnung den Spaß: Mikroplastik im Meer, Glyphosat in den Lebensmitteln, CO<sub>2</sub> in der Atmosphäre, und das alles irreversibel und mit globalen Konsequenzen. Statt uns diesem Sachverhalt zu stellen, wollen wir lieber einfach noch mal »alles wie früher«, und bitte mit allem. Das war doch so schön. Sitzen da wie übellaunige Kinder vor der leeren Bonbontüte. Wir wollen einfach mehr! Etwas anderes fällt uns nicht ein, etwas anderes als noch mehr Wachstum und noch mehr Wohlstand.

Wir sind im 19. Jahrhundert stecken geblieben. Das Koordinatensystem unserer Lösungsansätze ist fast 200 Jahre alt. Ein Koordinatensystem, das hervorragend geeignet war zum Beispiel zur Modellierung optimaler Wertschöpfungsstrategien, zur Bestimmung maximaler Ausbeute vorhandener Ressourcen oder zur Berechnung von Kapitalrenditen. Allerdings scheitern wir damit, wenn wir vor Problemen jenseits von Profitmaximierung stehen.

## Homo oeconomicus – der verzweifelte Held der Moderne

Eine Schlüsselrolle in dieser Geschichte spielt der »Homo oeconomicus«, der rationale Agent und Nutzenmaximierer, die Vorstellung, dass Menschen immer und in erster Linie auf ihren eigenen Nutzen bedacht seien. Zwar handelt es sich dabei lediglich um ein Modell, um einen fiktiven Akteur in Formeln, mit denen wirtschaftliche Zusammenhänge erklärt werden sollen. Überdies ist das Modell vom Nutzenmaximierer eine sehr späte Erfindung der modernen Wirtschaftswissenschaften, es wurde erst mit der sogenannten Rational Choice Theory in den 70er-Jahren des 20. Jahrhunderts zum Dogma erhoben. Doch hat die Heiligsprechung des »Eigennutzens« ihre Wurzeln im 19. Jahrhundert. Denn in der Populärversion der von Charles Darwin und Herbert Spencer entwickelten Evolutionstheorie wurde Eigennutzen oft mit Selektionsvorteil verwechselt. Die Fähigkeiten zur Anpassung an die Umwelt, zur geschickten Ausbeutung verfügbarer Ressourcen und zur Überbietung der Konkurrenz wurden als Erfolgsfaktoren der Evolution missverstanden. Wettbewerb und Kampf ums Dasein waren plötzlich biologische Tatsachen. Wer da nicht mithalten konnte, den sortierte die Natur einfach aus. Und was für den Evolutionsbiologen die natürliche Auslese, wurde in den Wirtschaftstheorien die unsichtbare Hand des Marktes, nämlich jene unverfügbare Macht, die alles regelt und so den altmodischen moralischen Ballast vormoderner Gesellschaften überflüssig machte. Beide Konzepte fügten sich nahtlos zu einem modernen Ganzen zusammen, das den rationalen Nutzenmaximierer zum preisgekrönten (in der Regel männlichen) Mitarbeiter, nein vielmehr zum Chef, zum CEO der Moderne erhob.

Das Problem ist nur: Das 19. Jahrhundert ist längst vorbei. Die Errungenschaften der Moderne sind zweifelsohne grandios und sollen in keiner Weise geschmälert werden. Was nun, nach 200 Jahren Wachstum, Fortschritt und Wohlstand, dringend

ansteht, ist ein Realitätscheck. Wir müssen uns der Herausforderung stellen und die Prämissen der Moderne auf ihre Gegenwartstauglichkeit und insbesondere ihr Potenzial zur Lösung der Probleme des 21. Jahrhunderts überprüfen.

### **Angst vor Veränderung**

Man könnte auch von einer kollektiven Entwicklungsverweigerung sprechen. Und in einem solchen Fall muss es irgendwie gelingen, jene Knoten zu lösen, die für das Festhalten an überkommenen Vorstellungen und Regeln verantwortlich sind. Die Erkenntnis, dass diese zwar für eine bestimmte Phase sehr nützlich, vielleicht sogar überlebenswichtig waren, nun aber überflüssig geworden sind, wäre völlig ausreichend. In der Regel ist es ein dicht verwobenes Geflecht aus diffusen Ängsten, insbesondere der Angst vor Veränderung. Was hilft? Ein erster Schritt wären Selbsterkenntnis, Einsicht, die Änderung der Blickrichtung – und irgendwann taucht der Wunsch nach Veränderungen auf. Horizonterweiterung heißt das Zauberwort, die Mobilisierung der Vorstellungskraft in Richtung Zukunft.

Vergleichen wir die Situation mit der eines Künstlers oder einer Künstlerin: In den vergangenen 200 Jahren hat die Menschheit mit großem Fleiß, in bewundernswerter Konzentration und unter Aufbringung ganz erheblicher Opfer an der Moderne gearbeitet. Nun ist es Zeit, endlich einmal wieder aufzuschauen. Zurückzutreten. Den Blick auf das Gesamtkunstwerk, das da entstehen soll, freizugeben. Erst dann sieht die Künstlerin – in unserem Fall also die Menschheit –, wie sich die vielen einzelnen Details zu einem Ganzen zusammenfügen. Auch sieht sie, wo der Pinsel neu angesetzt werden kann. Wenn es uns gelingt, eine Vorstellung von unserer Zukunft zu entwickeln, wissen wir, wie wir jetzt handeln sollten. Die Lust zum Weitermalen kommt zurück.

Abstand gewinnen. Zurücktreten. Sich trennen. Den Pinsel mal aus der Hand legen. Eine neue Perspektive wählen. All das sind notwendige Voraussetzungen zur Entwicklung neuer und zukunftsfähiger Konzepte für das 21. Jahrhundert.

### Historischer Weitblick statt gegenwartsfixierter Kurzsichtigkeit ist gefragt

Was mir als Historikerin immer wieder auffällt, ist die Kurzsichtigkeit der Gegenwart. Sie ist eines der größten Hindernisse dabei, sich Distanz zugunsten der Zukunft zu verschaffen. Kennzeichnend dafür sind die vielen Bilder der Vergangenheit, die im kollektiven Bewusstsein herumgeistern. Wie eine Wolke schwebt das unausgesprochene Gesetz der linearen (Höher-)Entwicklung in unseren Köpfen.

Was fällt uns ein, wenn wir darüber nachdenken, wie die Menschen früher im Lauf der Geschichte gelebt haben? Sofort entsteht das Bild vom Aufstieg der Menschheit aus der Steinzeithöhle in den Renaissancepalast und von dort direkt in unsere komfortablen Eigenheime mit Badewanne und Internetanschluss. Ähnlich die Vorstellung von Wirtschaft. Richtig angefangen hat das mit der Wirtschaft ja angeblich erst vor Kurzem, mit der industriellen Revolution. Natürlich haben die Menschen schon immer Waren getauscht und gehandelt. Aber erst mit der Erfindung des Kapitalismus und der industriellen Revolution ging es dann wirklich zur Sache. Und – so dann gleich der nächste Sprung – außerdem gibt es zum Kapitalismus keine Alternative. Sowohl die sozialistischen als auch die faschistischen Planwirtschaften sind bekanntlich gescheitert, und wie es aussieht, ist von außereuropäischen Wirtschaftsmodellen auch nicht viel zu erwarten: Also müssen wir uns notgedrungen für die nächsten Jahrhunderte irgendwie mit dem Kapitalismus arrangieren.

Aus historischer Perspektive sind solche Aussagen Kennzeichen extremer Kurzsichtigkeit und Gegenwartsfixierung. Vielleicht kommt ein tüchtiger Schuss Selbstüberschätzung hinzu. Weiter ein Mangel an Vorstellungskraft. Und schließlich die Angst, sich aus der eigenen Komfortzone hinauszubegeben. Die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, dass es anderswo, zum Beispiel früher – also in der Vergangenheit – oder später – also in der Zukunft – ganz anders war oder sein könnte. Anders, und dennoch gut.

Was wir brauchen, sind neue Vorstellungen von der Zukunft. Die Konzepte der vergangenen 200 Jahre, der sogenannten Moderne, waren grandios, und sie haben weit getragen. Viele Versprechen der Moderne wurden eingelöst. Doch wie geht es jetzt weiter? Bekanntlich hören Märchen nicht von ungefähr dann auf, wenn der verwunschene Prinz die Prinzessin heiratet und alle glücklich und zufrieden bis an ihr Ende leben können. Wie leben wir in einer Welt der erfüllten Wünsche? Einer Welt der Waschmaschine, mit einer weltweiten Alphabetisierungsrate von nahezu 80 Prozent und scheinbar unbegrenzter Mobilität, die uns erlaubt, in anderthalb Stunden die Alpen zu überqueren, im Flugzeug von Frankfurt nach Mailand für nur zehn Euro. Wohin mit all diesen grandiosen Errungenschaften der Moderne? Was tun in einer Welt, die sich auf einmal so viel schneller zu drehen scheint als noch vor zehn Jahren, die so viel kleiner geworden ist, aber auch zerbrechlicher, ächzend unter der Last der Erfolge der Moderne, und überdies so vollgepackt mit jungen zukunfts hungrigen Menschen.

### Horizontenerweiterung

Wenden wir uns der Vergangenheit zu, um die Zukunft besser in den Blick nehmen zu können. Mit dem Ziel, jenen größeren Rahmen zu erfassen, der Handlungsspielräume eröffnet. Dazu müssen wir weiter zurück als nur 200 Jahre. Immerhin kann der



moderne Homo sapiens auf 300 000 Jahre Vergangenheit zurückblicken. Hat vor etwa 100 000 Jahren Afrika verlassen und nach und nach erfolgreich fünf Kontinente besiedelt, die große Eiszeit überlebt, ebenso wie die darauf folgende Klimaerwärmung – im Gegensatz etwa zum Mammut, das um 12 000 v. Chr. ausgestorben ist. Wie haben sie das geschafft, diese Menschen? Wie haben sie gewirtschaftet? Wie haben sie Krisen überstanden?

Im Folgenden schlage ich eine Konzentration auf die Zeit vor der industriellen Revolution im 18. Jahrhundert vor. Auf die sogenannte Vormoderne. Ein schwieriger Begriff, der die Weltgeschichte in Modern – also »wir« – und alles davor – also die »anderen« – einteilt. Das ist eine nicht besonders kluge Einteilung, vor allem, wenn man bedenkt, dass die »Vormoderne« mehr als 300 000 Jahre Menschheitsgeschichte unter einen Hut bringen soll. Daher wird dieser Begriff wenn möglich vermieden. Wir bewegen uns in den gut zwei Jahrtausenden vor der Industrialisierung, also in der Zeit seit der griechischen Antike im 5. Jahrhundert v. Chr. bis in die Zeit der Aufklärung im 18. Jahrhundert. Die meisten der Beispiele stammen aus dem Hoch- und Spätmittelalter, die Zeit seit der Jahrtausendwende bis ins 16. Jahrhundert. Wir sprechen über Gesellschaften und Wirtschaftsformen auf dem europäischen Kontinent, einschließlich des Vorderen Orients und Nordafrikas, die damals, als das Mittelmeer die Schaltzentrale der Wirtschaft war, kulturell und wirtschaftlich ganz selbstverständlich dazugehörten. Diese Epoche und der geografische Raum haben den Vorteil, dass die Menschen vergleichsweise viele schriftliche Dokumente hinterlassen haben, die uns erstaunlich detaillierte Einblicke in ihre Lebens- und Vorstellungswelten geben. Aus diesen lassen sich Diskurse um Normen, Praktiken und Theorien des Wirtschaftens in der Vormoderne rekonstruieren.

Um Enttäuschungen zu vermeiden: Es geht nicht um konkrete Lösungsvorschläge im Sinne einer Rückkehr zu mittelalterlichen Formen des Wirtschaftens. Ganz und gar nicht. Keiner, der sich nur ein bisschen mit der Geschichte dieser Zeit auskennt, wird sich eine Rückkehr ins Mittelalter wünschen. Dieses Buch soll Inspirationen vermitteln, unseren Möglichkeitssinn wecken und uns helfen, die Grenzen überkommener Denkmuster zu überwinden.

Es wird viel darüber diskutiert, ob man aus der Geschichte etwas lernen könne oder nicht. Nach meiner Erfahrung ist eines unbestreitbar: Keine Vergangenheit kann maßgeschneiderte Lösungen für eine Zukunft bieten. Jede Zeit muss selbst handeln. Was sie bieten kann, ist eine Erweiterung unseres Vorstellungshorizonts. Anregungen auf unserer Suche nach zukunftsfähigen Wirtschaftsmodellen, für unser Bemühen um Neuinterpretationen des Status quo zugunsten zeitgemäßer Konzepte. Wie sieht die Zukunft aus, wenn wir sie nicht länger durch die Brille der längst überkommenen Moderne betrachten, zu deren wichtigsten Merkmalen Normierung und Standardisierung zählten? Was passiert, wenn wir dieses viel zu enge und unzeitgemäße Korsett einmal ablegen? Was geschieht, wenn wir – inspiriert von vergangener Vielfalt – ganz anderen Sichtweisen auf Gegenwart und Zukunft Raum geben? Was, wenn sich herausstellen sollte, dass wir auch ganz anders können?

### **Ein neuer Blick auf das Rahmenwerk**

Viele Ansätze sind bereits sichtbar. Ansätze für ganzheitliche und zukunftsorientierte Unternehmenssteuerung, die Non-Profit-Initiative der OECD für neue Accounting-Standards in börsennotierten Unternehmen zum Beispiel. Die Nachteile von Eigentum, die Verantwortung, die Kosten, aber auch die Verlockungen der Ungebundenheit machen neue Modelle der gemeinsamen

Nutzung von Ressourcen attraktiv. Immer mehr Menschen entscheiden sich gegen das Hamsterrad maximaler Produktivität und eine steile Karriere. Lieber wollen sie weniger arbeiten und dafür mehr Zeit für ihre Kinder haben. Oder sie reisen mit wenig oder gar keinem Geld um die Welt und verzichten ganz bewusst auf ein festes Einkommen. Ganz falsch liegt, wer hier ein spätes Erbe der in die Jahre gekommenen Hippies vermutet. Die neue Minimalismusbewegung kommt vielmehr postmodern und digital daher. Man kann ihre Akteure auf TED-Konferenzen treffen oder auf Buchmessen. Sie gewinnen renommierte Preise, etwa mit Baukonzepten für Kleinstraumwohnungen. Tauschbörsen boomen allerorten, ebenso wie Start-ups, die zum Beispiel aus alten Lastwagenplanen Taschen zu Respekt einflößenden Preisen herstellen. Marktsektoren im Bereich von Nutzungs- und Konsumgemeinschaften wachsen in beeindruckender Geschwindigkeit ebenso wie Vintage-Mode-Onlineshops bis hin zur Haute Couture. Auch wächst die Zahl der Menschen, die über Möglichkeiten von Wirtschaft ohne Wachstum nachdenken, das Schlagwort heißt Post-Growth Economy, Slogans wie »From Bigger to Better« geben die Richtung vor. Im Bereich der Theorie werden die Forderungen nach der Pluralisierung der Wirtschaftswissenschaften immer lauter, etwa in der studentischen Initiative »Plurale Ökonomik« oder der Initiative Futur-Zwei von Harald Welzer. Man muss diese Bewegungen nicht alle gut finden. Aber ihre Anliegen sind dringlich. Diese Menschen agieren auf dem Markt, als MarktteilnehmerInnen, wollen partizipieren und einen Beitrag leisten zur Gestaltung der Zukunft. Aber eben auf eine Art und Weise, die unserem ökonomischen Alltagsverständnis – dem überkommenen Alltagsverständnis einer in die Jahre gekommenen Moderne – zuwiderläuft.

Dieses Buch möchte einen Beitrag zur Erweiterung unserer Handlungsspielräume leisten. Neugierig machen, Ängste abbauen

und die Lust auf Zukunft wecken. Ein Plädoyer sein für ein neues Verständnis der menschlichen Fähigkeiten zu wirtschaften. Nicht die Wirtschaft ist das Problem, sondern unser eindimensionales Verständnis davon, was Wirtschaften heißt.

### Gang durch das Buch

Das erste Kapitel durchleuchtet zunächst landläufige Vorstellungen über die Vergangenheit, erklärt, was Metanarrative sind und warum das 21. Jahrhundert endlich seine eigenen, neuen Geschichten braucht. Die vertraute Erzählung vom Aufstieg und Fortschritt wird eingebettet in ihre Entstehungszeit im 19. Jahrhundert. Damals wurde alles immer besser, und um die eigene Gegenwart umso heller erstrahlen zu lassen, musste die Vergangenheit umso dunkler gezeichnet werden. Bis heute bestimmt das Bild von der grenzenlosen Armut der Menschen früher ganz selbstverständlich, fast intuitiv unsere Vorstellung. Aber mussten unserer Vorfahren wirklich von morgens bis abends schuften? Waren sie arm wie die Kirchenmäuse? Lebten sie in Schmutz und Dreck unter menschenunwürdigen Bedingungen? Zur besseren Orientierung bietet das Kapitel statt Mythen einige historisch belastbare Daten und Zahlen zu Europa im Hoch- und Spätmittelalter.

Dann beginnt die Zeitreise in die Vergangenheit auf den Spuren der wirtschaftlichen Vielfalt Europas vor der industriellen Revolution.

**Geschichte des Teilens und der Kooperation.** Mittelalterliche Klöster werden vorgestellt als Gemeinschaften mit anderthalb Jahrtausenden Erfahrung in Sharing Economy. Ihre Geschichte beweist: Man kann Ressourcen kollektiv nutzen und mit diesem wertvollen Gut erfolgreich und nachhaltig wirtschaften. In diesem Kapitel wird auch die Geschichte der Commons beleuchtet.

Wie konnte über Jahrhunderte die nachhaltige Bewirtschaftung gemeinschaftlicher Ressourcen gelingen? Wie haben unsere Vorfahren Externalitäten internalisiert? Das 1713 erschienene Werk *Sylvicultura Oeconomica* von Hans Carl von Carlowitz gilt heute als die »Geburtsurkunde« der Nachhaltigkeit. Bedeutet das, es gab davor keine Nachhaltigkeitskonzepte? Am Beispiel der Bodenseefischerei und der Fernweidewirtschaft südfranzösischer Bauern (Transhumanz) wird diesen Fragen nachgegangen. Ein drittes Beispiel für Sharing Communitys sind die Wohngemeinschaften von Frauen, die in den wirtschaftlichen Zentren Flanderns seit dem 13. Jahrhundert entstanden. Frauen, die in ganz unterschiedlichen Berufen arbeiteten und denen Städte wie Antwerpen und Brügge ihre wunderschönen Stadtgärten verdanken.

**Recycling.** Hier geht es um ökologische Nachhaltigkeit in Konzentration auf den schonenden Umgang mit Ressourcen. Erst im 20. Jahrhundert taucht der Begriff »Abfall« im heute geläufigen Sinn als »nicht weiterverwertbare Reste« in den Wörterbüchern auf. Die Vormoderne kannte den Begriff nicht. Es gab nur Kreislaufwirtschaft, Wiederverwerten war selbstverständlich, Secondhandware dominierte die Märkte, Recyclingprodukte waren die Norm. Eine erste Studie widmet sich den Reparaturberufen am Beispiel der mittelalterlichen Stadt Frankfurt, wo die Buden der sogenannten Altplepper und Altlecker auf Handelsmessen und im Straßenbild der Stadt allgegenwärtig waren. Schilderungen von Secondhandmärkten in Paris geben eine Vorstellung davon, wie die damalige Mode von Upcycling und Trödlern geprägt war. Am Beispiel der Geschichte des Papiers wird gezeigt, wie ein chinesisches Recyclingprodukt aus Lumpen (Hadern) die globalen Märkte eroberte. Das Kapitel behandelt auch das Problem der Innovationsfeindlichkeit von Experten, die als Hüter des Althergebrachten den neuen

Techniken und Materialien skeptisch begegnen. Das letzte Beispiel handelt von Baustoffrecycling im Mittelalter. Die Wiederverwertung antiker Bauteile war damals selbstverständlich. Neben pragmatischen Aspekten spielte der Mehrwert der Vergangenheit eine große Rolle, die Lust an Assemblage und Bricolage, wie sie zum Beispiel am Dom zu Aachen sichtbar wird.

**Mikrokredite.** Das vierte Kapitel fragt nach Modellen sozialer Nachhaltigkeit und beginnt mit der Geschichte der Mikrokreditbanken im 15. Jahrhundert in Oberitalien. Diese sogenannten Monti di Pietà, kommunale Pfandleihanstalten, gegründet auf Initiative der städtischen Bevölkerung, dienten zur Kapitalversorgung der ärmeren Stadtbevölkerung. Die wohlhabenden Bürger der Stadt stellten das Kapital, um den weniger wohlhabenden, insbesondere den ärmeren Handwerkern, Bauern und Tagelöhnern Zugang zu Investitionskapital zu verschaffen. So konnte der im städtischen Umland tätige Bauer im Frühjahr seinen Wintermantel als Kreditsicherung hinterlegen – gegen Geld, das er dann in Saatgut investierte. Im Herbst nach der Ernte konnte er mit den Gewinnen aus den Erträgen den Mantel schließlich wieder auslösen. Innerhalb kürzester Zeit verbreitete sich dieses Modell in ganz Europa. Kreditfinanzierung war mittelalterliche Alltagspraxis, und zwar auf allen sozialen Ebenen. Das wird am Beispiel der Stadt Basel veranschaulicht, wo Kreditsicherung für die Bürger durch einen Eintrag in öffentliche Schuldbücher – den sogenannten Vergichtbüchern – erfolgte. Diese Bücher sind bis heute im Basler Stadtarchiv erhalten und erlauben Einblicke in die zeitgenössischen Kreditpraktiken und über die Funktion von Schulden als Sozialkitt innerhalb der städtischen Kommune. Die nachhaltige Vernetzung ländlicher und städtischer Wirtschaft wird am Beispiel der sogenannten Viehverstellung veranschaulicht. Städter gaben Kredite an Landbewohner in Form von Vieh, das vom Bauer großgezogen,

gepflegt und genutzt wurde. Risiken und Erträge der sogenannten Nachzucht, also Kalb, Fohlen, Ferkel und dergleichen, wurden zwischen Besitzer und Landwirt geteilt.

**Spenden und Stiften.** Projektfinanzierung über Spenden war im Mittelalter selbstverständlich. Nicht allein für soziale und karitative Einrichtungen, sondern auch für größere gemeinnützige Projekte. So zählte etwa der Brücken- und Straßenbau im Mittelalter zu den Werken der Barmherzigkeit. Wie genau eine solche Spendenkampagne funktionierte, wird am Beispiel der berühmten Rhônebrücke in Avignon vorgestellt. In der zweiten Fallstudie wird die Frage diskutiert, ob der Ablass als ein Modell mittelalterlicher Crowdfinanzierung verstanden werden kann, an dem sich die Chancen und Risiken dieser Finanzierungsform zeigen lassen. Es geht um umlagefinanzierte Kulturförderung, mit der neben Brücken, Deichen oder Kirchenbauten auch die bis heute bedeutendsten Renaissancekünstler von Raffael und Bramante bis Michelangelo finanziert wurden. Doch zeigt dieses Beispiel auch sehr schön, dass die Geduld der Menge (Crowd) nicht unerschöpflich ist. Der Ablass wurde zu einem der wichtigsten Gründe für den durchschlagenden Erfolg der Reformation. In dem Kapitel wird zudem eines der eindrucklichsten Beispiele für nachhaltiges Investment in dem Bereich, den wir heute Corporate Social Responsibility nennen würden, vorgestellt: die Sozialwohnungen am Kappenzipfel in Augsburg – besser bekannt als die Fuggerei –, gestiftet von Jakob Fugger, dem Reichen im Jahr 1521. Was diesen Fall so einmalig macht, ist die Nachhaltigkeit der Siedlung, die bis heute unverschuldet in Not geratenen Bürgerinnen und Bürgern der Stadt günstigen Wohnraum bietet.

**Minimalismus.** Das sechste Kapitel fragt nach Lösungsansätzen, die in der Forderung nach Konsumverzicht wurzeln. Menschen, die freiwillig ohne Geld und ohne festes Einkommen

lebten, waren über Jahrhunderte fester Bestandteil jeder größeren Stadt und trugen maßgeblich zur Gestaltung des politischen und gesellschaftlichen Lebens bei. Dieses Kapitel führt uns weit zurück in die griechische Antike im 4. Jahrhundert v. Chr. zu dem Philosophen Diogenes in der Tonne, dem Begründer der sogenannten Kyniker, einer Philosophie, die den pragmatischen Verzicht als Weg zur Freiheit und zum guten Leben beschreibt. Das nächste Beispiel stammt aus dem Spätmittelalter. Mit der wachsenden Urbanisierung Europas seit dem späten 12. Jahrhundert, ausgelöst durch Klimawandel und eine damit verbundene demografische Expansion, entstanden plötzlich unzählige Gemeinschaften dieser Minimalisten – die sogenannten Bettelorden –, die nach dem Prinzip »Less is more« ihr Umfeld, insbesondere das soziale und wirtschaftliche Leben, nachhaltig prägten und unter anderem die originellsten Wirtschaftstheoretiker der Zeit hervorbrachten. Petrus Johannis Olivi aus Sérignan in Südfrankreich, ein radikaler Minimalist, legte eine zukunftsweisende Analyse des Marktgeschehens vor und definierte in seiner Schrift über Verträge – 500 Jahre vor Karl Marx – den Begriff des Kapitals.

Im letzten Kapitel werden Schlussfolgerungen aus der Vergangenheit für die Zukunft gezogen. Wirtschaft ist nicht alternativlos. Wir können auch anders. Wir können Veränderung. Menschen können und wollen viel mehr als nur Eigennutz. Erst Kooperation ermöglicht die Umsetzung individueller und kollektiver Ziele. Doch dafür braucht es Regeln, die dafür sorgen, dass die Menschen nicht dümmer handeln, als sie eigentlich sind. Das Buch endet mit Vorschlägen, die einen Weg aus der Alternativlosigkeit weisen könnten. Denn die Geschichte lehrt uns, dass Menschen viel mehr können als individuellen Eigennutz. Die Geschichte hat gezeigt, wir können auch ganz anders – wir müssen es nur wollen.